

Nr. 86. Bromberg, den 14. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

5. Fortsetzung.) ———

„Es wäre ohnehin vergebens, Majestät.“ Des Uhrmachers spitzes Kinn zitterte, und seine wehmütigen Augen füllten sich mit Tränen.

Den Kaiser rührte der Schmerz des Gebrochenen. „Na, na — wollen 's schon machen!“ Dann aber brach sich wieder sein fürstlicher Egoismus Bahn. „Aber meine Uhr — meine Uhr schaffen Sie mir wieder!“

*

Graf Hardenegg saß in grünseiden tapeziertem Zimmer an einem kleinen, vergoldeten Damenschreibtisch und verfaßte einen Brief an Franziska.

Sobald er den kaiserlichen Auftrag erledigt hatte, war er zu seiner einzigen Verwandten gegangen, seines Vaters Schwester, einer aus entschwundener Welt übriggebliebenen alten Reliquie. Hardenegg war Waise; auf dem Sterbebett hatte sein Vater ihn Tante Fini anvertraut, und die liebte den strahlend schönen Neffen bis zur Vergötterung.

Gräfin Josefine von Hardenegg war Hofdame der Kaiserin Maria Theresia gewesen, und das blieb sie bis zu ihrem Tode. Treu hütete sie das Andenken einer längst vergangenen Epoche, mit ihren breiten Reifröcken, ihrem schneeweiß gepuderten Lockenkopf, in dem alten grauen Haus am Graben. Mächtige schmiedeeiserne Gitter erhoben sich vor den Fenstern des einstöckigen Palais; den Balkon stützte ein gebeugter Atlas mit mächtigen Schultern, und über dem großen Tor trauerte ein verblichenes Wappen.

Graf Rudolf lauschte gern den Erzählungen der Tante, aber sie zeigte sich unzufrieden, denn sie verlangte nun ihrerseits neckische Geschichtchen von ihrem hübschen jungen Neffen zu hören. Von Abenteuern, Stelldicheins, von Küssen und Kosen und alledem, was ein neidisches Geschick ihr vorenthalten. Aber im Leben ihres Rudi wollte sich nichts dergleichen ereignen, und Tante Fini fühlte sich arg enttäuscht.

An diesem Oktobertag endlich hatte ihr Liebling gebeichtet: „Tante Fini, ich bin verliebt!“

Die alte Dame schloß die Augen, als erwarte sie die Liebeserklärung ihres ersten Verehrers, und flüsterte leise: „Wer ist sie denn?“

Und Rudolf breitete vor der entzückten alten Dame alle Wonne seiner jähen Liebe aus. Tante Fini glaubte ihm, glaubte begeistert, daß der rote Kranich der Bote des Schicksals gewesen, der Wundervogel, der mit rostrot glühenden Federn geheimnisvollen Glorienschein um das Haupt eines Mädchens wob. Und als Hardenegg bat, die Fremde in ihrem Heim aufzunehmen, weil sie sich nach Wien sehne, streichelte die Tante sanft seinen Kopf. „Ich freue mich, mein Sohn, wenn sie zu mir kommt! Denn wenn du sie liebst, steht sie auch meinem Herzen nahe.“

Rudolf küßte die welke Hand der Greisin. „Noch heute laß ich sie holen! Ein berittener Kurier bringt ihr Nachricht und begleitet sie zu uns. Sie kann schon in einer Woche da sein!“

Und er entwarf seinen Brief. „Wertes Fräulein Franziska“, schrieb er mit fliegender Feder, „ich versprach, Sie zu befreien, und ich halte Wort. Meine Tante Fini in Wien wird Sie in ihrem Hause liebreich aufnehmen. Reisen Sie so bald wie möglich ab! Der Kurier, der Ihnen diesen Brief übergibt, wird alles erledigen; er ist mir treu ergeben. Fürchten Sie nichts! Mit der ganzen Wärme meines Herzens will ich über Ihr Leben wachen. Sie werden Wien sehen, die festlichen Straßen, und ich werde Sie niemals stören — es sei denn, daß Sie als guten Freund mich rufen. — Ihr Verehrer und getreuer Diener Graf Rudolf von Hardenegg.“

Auch Tante Fini las den Brief, preßte ihren geliebten Fächer ans müde Herz und flüsterte sanft: „Wenn sie dich glücklich machen wird, dann schenk' ich ihr meinen Fächer!“

Gerührt küßte Hardenegg die zittrigen Runzelfinger, die sich um das elfenbeinerne Kleinod spannten.

*

Der Kongreß hatte das Bild der alten, patriarchalischen Kaiserstadt völlig gewandelt. Vor kurzem noch kleideten sich die Wiener Frauen so, wie in Frankreich vor der Revolution, und am Hofe hütete man treulich die Etikette, die Maria Theresia, die gute Großmama, in schlichter Strenge ihren Kindern und Enkeln vererbt. Die Herzen waren erfüllt von Haydnschen und Mozartschen Melodien, als plötzlich im Schwarm der Fürstlichkeiten und der mehr als hunderttausend Fremden der Strom der großen Welt mit umstürzlerischen Ideen und kühnen Moden die ehrwürdigen Straßen überschwemmte.

Rasch gewöhnte sich das alte Wien an seine neue Rolle, die es aus bescheidener Stille zum Mittelpunkt der Welt erhob. Was hatte sich auch nicht alles im Laufe des letzten Jahres ereignet! Das verbündete Europa hatte bei Leipzig die Völkerschlacht gewonnen, und die siegreichen Truppen waren bis Paris marschiert. Napoleon grübelte auf Elba den Erinnerungen an seine große Vergangenheit nach. Ludwig XVIII. nahm seinen Platz in den Tuilerien ein. Von den Gefolgsmannen der Bourbonen umgeben, trat er mit seinen berühmten Samtstiefeln auf Frankreichs noch blutendes Herz. Die alte Garde, des besiegten Kaisers Heldenschar, erwartete in zäher Überzeugung die Rückkehr des Imperators und träumte von einem blondgelockten Knaben, den die treulose Marie Louise gestohlen, um ihn in weite Ferne, nach Schönbrunn, zu entführen.

Während der Kongreß seine Feste feierte, prunkte in jedem eleganten Knopfloch die Friedensmedaille. Aber hinter den Kulissen stritten Machtdünkel und Intrigen in erbittertem Ringen. Zar Alexander verlangte das von Napoleon geschaffene Warschauer Herzogtum als ein unter seine Oberhoheit gehörendes polnisches Königreich; die Preußen hätten gern Sachsen eingeheimst, dessen Herrscher als Napoleons Verbündeter nach der Leipziger Schlacht gefangen nach Berlin gebracht worden war. Dagegen aber wehrte sich Fürst Metternich mit allen Kräften, denn so mächtig konnte Österreich seine beiden Nachbarn nicht werden lassen.

Von diesem Kampf der Meinungen und Wünsche war in der Stadt nichts zu merken. Heimlich nur geisterte der Haß — unter leuchtenden Masken, hinter lockendem Frauenlächeln. Aber er war da — überall, auf Gesellschaften, im Theater, auf Plätzen und Gassen. Und jetzt versteckte er sich in einer russischen Offiziersuniform im Winkel eines Postwagens, der sich im Schritt durch die Menge Bahn brach. Immer wieder mußte das schwere Gefährt haltmachen; ab und zu ließ sich der Kutscher auch in ein Gespräch ein, und Franziska vernahm, daß Kaiser Franz schon in Wien eingetroffen sei, ebenso der Preußenkönig, und daß man den Zaren in Bälde erwarte.

Franziska beugte sich zum Wagenfenster hinaus: „Schnell, schnell zur Burg!“ drängte sie erregt.

Sie erschrak bei dem Gedanken, daß Zar Alexander ihr auf der Spur sein und sie einholen könne; denn sie wollte ihm nicht begegnen. In ihrer Seele war ein Entschluß gereift — im Erinnern an des Russenherrschers zögernde Worte: „Metternich hasse ich . . . doch den Kaiser nicht . . .“

Aber konnte er denn Metternich bezwingen, ohne daß auch den Kaiser die Niederlage traf? Vertrat denn der mächtige Außenminister nicht die Politik seines Monarchen? Wenn sie, Franziska, die Hand zum Sturze Metternichs bot, handelte sie auch gegen Kaiser Franz. Und plötzlich sah sie den gütigen alten Herrn im grauen Mantel vor sich . . . Nein, nein . . . ihm durfte sie keinen Schmerz bereiten . . .

An altersdunklen Palästen vorbei gelangte Franziskas Wagen zur Burg. Dort, im ersten Stock der Reichskanzlei, wohnte Fürst Metternich.

„Seine Durchlaucht empfängt abends nicht!“ belehrte der Kammerdiener.

„Ich muß unbedingt mit ihm sprechen. Er befindet sich in Gefahr, und ich kann ihn retten.“

Der Diener hatte das Gefühl, als rede der junge russische Offizier die Wahrheit. „Also gut! Ich werde den Herrn Leutnant melden, aber auf eigene Verantwortung!“

Im selben Moment wurde die Tür von einem Lakaien aufgerissen: „Seine Durchlaucht der Fürst!“

Metternich trat, zum Fortgehen bereit, über die Schwelle. Franziska sah den schlanken Frauenliebling im besten Mannesalter. Sein krauses, damals noch dichtes Haar trug er tief in die Stirn gekämmt, und leichte Locken spielten um seinen klugen Kopf. Der Fürst war in ordensgeschmückter Hoftracht, und wie er, den Degen an der Seite, den mit weißen Federn umsäumten Hut unterm Arm, zwischen den roten Samtvorhängen verweilte, wirkte seine Erscheinung zauberisch vornehm und edel.

Franziska starrte ihn aus weitgeöffneten Augen an, hob erschrocken die kleine Hand zu einem militärischen Gruß. Der mißlang so kläglich, daß der Fürst lächeln mußte — worauf das Mädchen errötete und sich plötzlich der Männerkleidung zu schämen begann.

Des Kammerdieners etwas unsichere Stimme suchte die Situation zu retten: „Der Herr Leutnant bringt wichtige Nachrichten. Die Person Euer Durchlaucht ist nach seiner Behauptung bedroht — darum erlaubte ich mir...“

„Gut!“ Metternich entließ den Getreuen und trat zu Franziska. „Was wünschen Sie von mir, mein Fräulein?“

Die Entlarvte zuckte zusammen, biß sich wortlos auf die bebenden Lippen.

„In russischer Offiziersuniform haben Damen noch nie bei mir einzudringen versucht. Der Fall ist interessant — schade, daß ich für Abenteuer keine Zeit habe.“

Des Fürsten ironische Höflichkeit war lächelnde Verachtung; unter halbgeschlossenen Lidern lauschte er erwartungsvoll, wie seine Worte das Mädchen vernichten würden.

Franziskas Antlitz flammte in zorniger Scham. „Ich wiederhole, daß ich wichtige Nachrichten bringe. Durchlaucht sollten mich im eigenen Interesse anhören — und meines Weibtums vergessen!“

Der Kanzler umfaßte erstaunt sein glattrasiertes Kinn mit zwei Fingern. „Ach so!“ Öffnete dann die Tür zu seinem Arbeitszimmer. „Nehmen Sie Platz, mein Fräulein!“

Franziska stand verängstigt zwischen schwarzen Empiremöbeln und niedrigen grünen Samtdiwanen vor seidenbespannten Wänden.

„Ich komme aus Ofen“, begann sie mit gerunzelten Brauen. „Heiße Franziska Müller und bin — wie, ist jetzt nebensächlich — auf dem großen Ball im Reichstagsgebäude gewesen, wo Seine Majestät der Zar mit mir tanzte und plauderte. Auch von Eurer Durchlaucht war die Rede . . .“

„Im guten Sinne wohl kaum?“

„Nein. Im Gegenteil machte der Zar mehrfach Bemerkungen, die mich mißtrauisch stimmten. Er forderte mich auf, einen Brief nach Wien, zur Herzogin Bagration, zu bringen. Auf dem Wege hierher hab' ich lange gegrübelt, und schließlich erwuchs mir die Überzeugung, daß ich als treue Untertanin des Kaisers nur dann meine Pflicht erfülle, wenn ich diesen Brief Eurer Durchlaucht übergebe.“ Damit nahm sie das Schreiben Alexanders aus ihrer Brusttasche und überreichte es Metternich.

Der Fürst, ein Meister der Selbstbeherrschung, drehte das Schriftstück bedachtsam zwischen den Fingern. „Wie klug und tapfer Sie sind! Würden Sie mir nicht wiederholen, was der Zar Ihnen sagte? Mich interessiert zwar nicht seine Meinung über meine Person — denn die kenne ich zur Genüge. Aber auf seine Pläne bin ich immerhin neugierig.“

„Ich denke, die werden Sie aus dem Brief erfahren. Mir gegenüber hat Seine Majestät darüber nichts verlautbart. Er erklärte nur: „Wenn er Napoleon schlagen konnte, dann würde er auch den Metternich besiegen können“.“

Der Kanzler brach in lautes Gelächter aus. „Ist er nicht köstlich naiv? Mein Gott, wenn es nicht so spaßig wäre, könnte man sich beinah ärgern! Wenn Sie gestatten, mein Fräulein, werd' ich den Brief jetzt lesen.“

Keine Spur von Nervosität war dem Diplomaten anzumerken. Sein Profil, die gebogene Nase, das vorspringende, spitze Kinn hatten etwas Italienisches, doch die helle Gesichtsfarbe und der hartlinige Mund schwächten diesen Eindruck ab.

Nach beendeter Lektüre musterte er aufmerksam des Briefes Überbringerin. Es gibt nichts Ernüchternderes für die Liebe als vorausgefaßte Absicht; denn selten nur verliebt sich jemand in die, auf die er hingewiesen, von der ihm gesagt wird: sie wird dir gefallen! Heute zumal wirkte Franziskas Schönheit nicht unmittelbar; in der Eile hatte sie nur eine dunkle Perücke bekommen können, die ihr leuchtendes Goldhaar verhüllte.

Metternich schüttelte den Kopf, brummte schroff: „Sie also waren dazu ausersehen, mich in Ihre Gewalt zu bekommen? Merkwürdig. Verzeihen Sie, aber ich glaube, der Zar hat Sie überschätzt, mein Fräulein, und auch Sie selbst hielten die Bedrohung für größer als sie ist.“

„Ich verstehe nicht!“ stammelte Franziska.

„Gleichviel — es ist nicht wichtig! Sie wollten mir einen Dienst erweisen, und ich schulde Ihnen Dank dafür.“

Franziska erhob sich. „Darf ich nicht wissen, was in dem Briefe steht?“

Metternich breitete den Bogen des Zaren auf dem Tische aus. Er enthielt nur wenige Zeilen, die das Mädchen rasch überflog. Dann ballte sie die Hand zur Faust, und in abgebrochenen Sätzen brach sich ihr Unwille Bahn: „Ich sollte Eure Durchlaucht erobern — den Plänen des Zaren dienen? . . . Ich schwöre, ich hab' nicht gewußt, worum es sich handelt. . . Seine Majestät betonte wohl, daß ich schön sei, aber das hatte er schon mehrmals an jenem Abend gesagt. . . . Ich verstand nicht den Zusammenhang — ich dachte, ich brächte wichtige Mitteilungen — aber daß ich . . . daß ich so . . .“

„Bitte nichts über Alexander! Nichts Böses über einen Fürsten hier in meinem Hause! Und übrigens, mein Fräulein, ist der Zar ein hinreißender Mann von betörendem Wesen. Etwas allerdings fehlt ihm — aber lassen wir das, mein Fräulein! Sie haben mir zu einem Vorteil verholfen. Was kann ich für Sie tun?“

Franziska kränkten die selbstzufriedenen, überlegenen Worte. Trotzig erwiderte sie: „Was ich tat, geschah nicht für Eure Durchlaucht, sondern für das Allgemeinwohl und für mich. Der Zar hat mich mit seiner Gunst ausgezeichnet und mich nach Wien geschickt. Ich bin seiner Einladung gefolgt, weil es mich aus Ofen forttrieb, wo ich einsam mit meinem Vater lebte. Ich wollte die große Welt kennenlernen. Kaiser Franz hatte kürzlich bei uns zu Abend gespeist.“

Metternich unterbrach sie überrascht: „Graf Hardenegg erzählte mir davon. Sie sind also die Uhrmachertochter?“ Nachdenklich trommelte er mit seinen langen, schlanken Fingern auf der Tischplatte. „Welches sind nun Ihre weiteren Pläne?“

„Ich weiß es nicht. Ich stehe allein — habe niemand.“

„Die Gunst des Zaren freilich haben Sie sich nun verscherzt.“

„Ich hab' schon manche Gunst verspielt in den letzten paar Tagen“, lächelte Franziska heiter.

„Und warum das?“

„Weil ich denen nicht traute, die mich mit Güte überhäuften.“

„Könnten Sie wohl mir vertrauen?“

„Unbedingt.“

„Und womit hab' ich diese Gunst verdient?“

„Weil ich Eurer Durchlaucht nicht gefalle.“

„Ach so —! Nun — ich werde mich Ihres Vertrauens würdig zeigen. Aus dem feindlichen Russenlager sind Sie zu mir herübergewechselt, und es wird Ihnen die gebührende Aufnahme zuteil werden, kleine Renegatin! Stolz, selbstbewußt, mutig . . . .“ Er hielt inne, klingelt dem Kammerdiener. „Johann! Laß das rosa Fremdenzimmer für das Fräulein in Ordnung bringen!“

Eilfertig glitt der Diener von dannen. Metternich schob sich nahe zu Franziska heran, und seine hellblauen Augen strahlten in schmeichelnder Güte. „Es ist Zeit, daß wir uns die Hand drücken. Meine Tochter Maria wird für Sie sorgen — ich muß jetzt zu Hofe. Aber noch eine Bitte hab' ich: Der Zar sprach von Ihrem Haar als dem Zaubernetz, in dem Sie mich unrettbar gefangenhalten würden. Darf ich . . .“

Erschreckt entzog Franziska ihre Hand dem sanften Druck, griff in der Verwirrung nach ihrer Perücke: „Nein — jetzt nicht . . .“

Die Gestalt des Fürsten straffte sich, seine Wärme schwand. „Sie haben recht, mein Fräulein! Halten Sie Ihre Schönheit in Hut! Es wäre ja auch ein allzu großer Triumph für den Russen, wenn er etwa doch recht behielte!“

*

Herzogin Katharina Bagration konnte ihr Lachen kaum wieder eindämmen. Ihre in gelben Schleierstoff gehüllte kleine Gestalt flatterte gleich einer duftigen Teerose über das glänzende Parkett ihres Empfangssaals.

Ihre Gesellschafterin und Freundin, Gräfin Aurora Marassé, mahnte fröhlich: „Aber, Kathinka, beruhige dich doch! Du bist ja ganz außer Atem! Und gleich werden deine Gäste kommen.“ Sie nahm eine Zeichnung vom Tisch und begann sie zusammenzurollen.

„Nicht — noch nicht, Rora!“ bat Katharina. „Gib her! Ich möchte es noch einmal sehen.“

„Was bist du für ein Kind! Aber wenn es dich so sehr interessiert, dann schau' dir's gut an! Noch heute abend muß ich es zurückschicken.“

„Wem?“ Die Herzogin vertiefte sich in die Zeichnung.

„Kann ich nicht verraten. Es ist ein Geheimnis.“

„Wer hat es gezeichnet?“

„Ich weiß es nicht!“

Der unbekannte Spötter hatte die sechs in Wien weilenden Monarchen aufs Korn genommen und jeden von ihnen mit einem knappen Satz gezeichnet:

„Zar Alexander liebt für alle,
Friedrich Wilhelm denkt für alle,
Der Dänenkönig redet für alle,
Der König von Bayern trinkt für alle,
Der Württemberger ißt für alle,
Kaiser Franz zahlt für alle.“

Die zierliche Herzogin Katharina war eine hübsche Frau. Und ein froher, lockerer Vogel dazu. Ihr Gatte war wie eine häßliche Unannehmlichkeit kürzlich aus ihrem Leben verschwunden. Er hatte als russischer General gegen Napoleon gefochten und war gefallen — vielleicht nur zu dem Zweck, um endlich einmal den Beifall seiner verwöhnten Gemahlin zu erringen. Katharina aber schaukelte weiter von Ast zu Ast, genau wie zuvor. Sie hatte verwandtschaftliche Beziehungen zur Zarenfamilie, und sie diente deren Interessen als sammetfingrige Intrigantin, als helläugigste, geschickteste Spionin, die bei nächtlichen Stelldicheins ihre neuesten Erfahrungen dem Zaren ins Ohr raunte.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt durch die Hölle.

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Große, weißgelbe Strahlen warf der Schein der Laternen um sich, und ein unrhythmisches Knattern schwoll kreischend zu immer stärkerem Rollen an. Dampf wirbelte über die Lokomotive, brach sich in zerrissenen Schleiern und umgeisterte drei Männergestalten auf der Plattform.

Ein fremder Reisender war unter ihnen, lehnte nachdenklich am Schutzblech, zählte und rechnete. Zu dumm, daß er in Red Reaver den Anschlußzug verpaßte; jetzt mußte er auf gemieteter Maschine die Nacht durchrasen, um Plafond zu erreichen. Aber es galt auch ein Ziel, das sich lohnte, ein Geschäft, wie er es noch nimmer abgeschlossen. Heute mittag wurde die Farm versteigert . . . heute Mittag! Und er würde sie erstehen, hatte nicht umsonst die Hypotheken inne, nicht umsonst immer wieder sein gutes Geld gegeben. Was kümmert es ihn, ob der Farmer schuldlos die Scholle verlieren würde . . . jeder war sich selbst der Nächste! Für ein Butterbrot würde er jetzt Dollarnoten erstampfen.

Er preßte die Lippen zusammen. Da hatte sein Weib ihn noch gestern beschworen, davon abzulassen, nicht aus anderer Tränen Reichtum zu stampfen, nicht anderer Unglück zum Baustein eigener Macht zu werten. Ein Schwächling war sie; verstand nichts vom Rausch des rollenden Dollars. Und doch! Er mochte sie nicht anders haben, etwas Reines war in ihr, etwas der Goldjagd Fremdes. Und oft folgte er ihrem Gefühl, ob auch sein harter Geschäftssinn dabei Marter litt. Jetzt aber . . .? Daß er ein Narr wäre! Sein würde die Farm werden . . . sein . . . Wenn nur nicht noch jemand dazwischen käme, dem Farmer durchhalf! Doch eigentlich hatte er keine Sorge. Die Lokomotive brauste nur so dahin, und er hatte ihrem Führer nicht umsonst 100 Dollars für Schnelligkeit versprochen. Da waren dessen Augen aufgeflackert, wild und gierig . . . „100 Dollars“, hatte er gelallt.

Er wurde in seinem Nachdenken unterbrochen. Fluchend, fast kreischend gab der Lokomotivführer seine Befehle. Der Feuermann vermochte nicht schnell genug die Kohlen zu schaufeln. Aus dem Rost schlug glitzernde, glimmernde, atemberaubende Glut. Und immer wieder das heisere Fordern des Führers: „Mehr Kohlen, Fred! Mehr . . . . mehr!“

Der Feuermann warf die Schaufel zur Seite, lehnte sich an den Schutzstand: „Ist genug . . .! Seht den Zeiger!“

Doch mit einem Wutschrei sprang der Führer heran, riß ihn auf, keuchend ging sein Atem: „Schaufle, Hund! Dollars will ich! Dollars! Und tanzen sollen die Räder, tanzen durch die Hölle! Ich . . . ich bin ihr Fürst!“

Immer rauschender und brausender surrten die Räder. Der Zeiger stieg . . . 100 . . . 110 . . . 120. Wie ein jagender Dämon durchbrauste die Lokomotive die Nacht.

Sorgend sah der Reisende um sich, trat zu dem Feuermann, fragte.

„Ich weiß nicht, Herr. Die Fahrt ist Wahnsinn“, gab der verstohlen zurück. „Und Joel, der Führer, war schon gestern so wirr!“

Wieder flogen Kohlen ins Feuerloch, schlug die glühende Klappe Funken. Es war keine Fahrt mehr, nur ein Rauschen und Fachtern durch gestaltlose Nacht. Und dann lachte der Führer laut auf, riß die Jacke ab: „Schaufle, Fred! Dollars für Dampf! Erjagen will ich sie! Haha . . . Musik Musik!“

Und dann brach er ab, warf sich mit einem Wutschrei auf den Feuermann, der eben heimlich nach dem Bremshebel tastete. — Starres Eis schien dem Reisenden durch die Glieder zu schauern. Er sah das Ringen vor sich, hörte das Stöhnen. Die Schaufel klapperte. Der Führer richtete sich auf, ein Gurgeln nur. Über die Brüstung schlug des Feuermanns Körper in die Nacht. Ihm nach lachte der Hohn eines Irrsinnigen.

Mit weit aufgerissenen Augen hatte der Reisende das gesehen, kein Glied wagte er zu rühren. Die Angst ließ seine Zähne in jähem Frost aufeinander schlagen. Doch der Wahnsinnige achtete nicht auf den Yankee. Gröhlend begann er zu singen, riß am Hebelgefüge: „Hallo . . . Gespenstertanz! Leben will ich haben und Musik von rollenden Dollars!“

Schier endlos ließ er die Pfeife schrillen, wieder und wieder, er lachte und sang.

Meilenweiter, undurchdringlicher Wald umher. Im Nachtdunkel vorbei rasende Bäume, aufblitzend im Grellschein der Laternen, verschwindend und verschattet von neuen Stämmen. Der Reisende wußte, was kommen würde. Wenige Meilen noch, dann nahte der Fluß. In jäher Kurve ging es zu ihm hinunter, an ihm entlang zur Brücke. Das würde das Ende sein . . .

„Die Hölle ist nichts“, kicherte der Führer in der Ecke, „wir zähmen sie mit Dollars, jagen mit Dampf den Teufel aus dem Goldpfuhl . . . und mit Tanz . . . haha!“

Ein winzig Licht stieg fern in der Nacht auf, kam näher. Der Wald trat zurück. Dort hinten die Kurve . . . das Ende! Und näher kam das Licht.

„Halt!“ wollte der Fremde schreien. „Ein Gegenzug auf unserem Gleis!“ Doch er konnte es nicht, ein Brausen und Schrillen war um ihn, und höhnend hörte er das kreischende Lachen des Wahnsinnigen.

Da . . . da . . . jetzt . . . —

„Ihre Fahrkarte, Herr“, erklang eine sonore Stimme. „Plafond ist bald da!“

Mit einem Schrei fuhr der Yankee auf, griff an die Stirn. Er hörte ein ruhiges, rhythmisches Rollen unter sich, sah bequeme Sessel eines Pullmann-Wagens . . .

„Die Fahrkarte“, fragte er noch einmal.

Mit zitternder Hast suchte der Fremde in der Tasche, fühlte den Schweiß von der Stirn tropfen.

„Sie haben einen festen Schlaf, Herr,“ lachte der Kontrolleur, „ich mußte Sie rütteln.“ —

Mit stieren Augen sah der Yankee um sich, stieg wankenden Schrittes in Plafond aus. Jetzt sollte er, würde er . . .? Nach solchem Traum die Versteigerung? —

Ein Wagen wartete auf ihn; ein alter Mann dabei, eisgrau, wettergegerbt von Sorge, Entbehrung und Arbeit. Er fuhr hinaus nach der Farm, hatte die ahnende Gewißheit, daß jetzt der alte Besitzer den neuen zur Scholle fahre. Doch er sagte nichts.

Am Fenster der Farm spielten Kinder. Ihr Lachen sorglosen Glückes klang herüber zu dem holpernden Wagen. „Meine Enkel“, sagte der Alte, deutete mit der Peitsche hin. „Der Sohn ist tot, da hab ich auch die Sorge noch für . . .“ Er brach ab, Bitterkeit verquoll ihm die Stimme. Bald würde er mit ihnen in einen jener Steinhaufen ziehen, wo zerbrochene Bauernschicksale im Kot ersticken; würde sich aus

Stadtdunst als armseliger Arbeitsmann nach Licht, Luft und Freiheit sehnen, verenden irgendwo in einem Kellerloch. Und die Kinder? Wurzellose Geschöpfe.

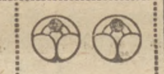
Der Fremde gab keine Antwort. Ein Ringen war in ihm. Eine fast schmerzhafte Sehnsucht packte ihn. Rückwärts hätte er fahren mögen, in sein stilles Haus hasten, den Kopf aufstützen und ihr erzählen, ihr, deren reines Herz er nicht verstand, ihm eine Fremde im Jagen nach den rollenden Dollars, und die doch sein Kleinod war. Von dem Traum ihr erzählen, dem narrenden, fiebernden Wahn des Goldrausches. Und was würde sie sagen? Seine Hand würde sie nehmen, wie die eines Knaben . . . und?

Er riß sich auf. Er verstand sich selbst nicht mehr, seine heisere Stimme war ihm fremd: „Wendet um, Mann! Zum Hause des Richters! Ich laß euch eure Farm . . . euch und den lachenden Kindern dort! Ich stunde euch die Zinsen, wenn's not ist!"

Wie ein Traumwandler durchlebte er die nächsten Wochen. Wie im Traum sah er sich selbst. Jenen Spiegel, den die Höllenfahrt gen Plafond ihm vorgehalten hatte, vergaß er nimmer.



Bunte Chronik



* **Millionäre in der Luft.** Das seltsame Ende des belgischen Börsenkönigs und Millionärs Löwenstein ist noch in guter Erinnerung. Löwenstein verschwand mitten über dem Ärmelkanal aus seinem Flugzeug. Man riet auf alles Mögliche: Unfall, Zufall, Selbstmord, Mord durch die Begleiter und auch — auf ein raffiniertes Finanzmanöver des skrupellosen Geldmannes. Ein Börsencoup war es nun nicht, denn einige Wochen später bargen französische Fischer die Leiche des Millionärs. So etwas Modernes wie diesen Löwenstein hat es selbst im Rekordland des Dollars noch nicht gegeben. Er pflegte nämlich seine sämtlichen Geschäftsreisen — und er war immer unterwegs — nur in eigenen, luxiös eingerichteten Flugzeugen auszuführen, begleitet von einem Stab von Sekretären und Bedienten. Diese ebenso kostspielige wie sensationelle Originalität hat ihm nun ein Amerikaner abgeguckt. Mister van Llar Black, einer von den oberen Dreihundert in USA. reist ebenfalls nur in eigenen Flugzeugen und mit großem Gefolge und sieht auf all die anderen, mehr oder weniger proletarischen Verkehrsmittel sehr von oben herab. Dieses Vergnügen hat ihn schon viele hunderttausend Dollars gekostet. Er will aber jetzt alles Bisherige noch übertrumpfen und hat sich bei Ford eine neue Privatlüftjacht gekauft, die das Höchste an Sicherheit, Bequemlichkeit und Luxus darstellt und die Kleinigkeit von 50 000 Dollars kosten soll. Mit dieser Maschine hofft er den Rekord eines anderen amerikanischen Millionärs zu brechen, der kürzlich in elf Tagen Rundflug eine Geschäftsreise durch 14 Staaten erledigen konnte. Auf der letzten Etappe ereilte ihn allerdings das Pech einer „Landung" auf dem offenen Meere, wo es zwar keine Geschäfte mehr zu machen, wohl aber dem unangenehmen Gevatter Tod Stunden lang Gesellschaft zu leisten galt. Was in Verbindung mit dem nassen Element den Mann so umgewandelt hat, daß er schwur, nie mehr ein Flugzeug zu besteigen. Mister van Llar Black wird also demnächst ohne Konkurrenz starten.

* **Etwas für Briefmarkensammler.** Die Vereinigten Staaten werden eine Neuerung im Aufdruck ihrer Briefmarken einführen. Veranlassung dazu gab der Diebstahl von Briefmarken in Rhode Island im Werte von über einer Million Mark. Der Postmeister steht auf dem Standpunkt, daß es den Dieben nicht so leicht gelungen wäre, die Briefmarken in den einzelnen Staaten abzusetzen, wenn die Briefmarken den Namen des Staates getragen hätten, in dem sie gestohlen wurden. Zum mindesten wäre es dann leichter gewesen, die Briefmarken als gestohlene zu erkennen und den Dieben auf die Spur zu kommen. Der Plan, den Briefmarken am Rande den Namen des Herkunftsstaates aufzudrucken, datiert übrigens schon aus dem Jahre 1902. Jetzt wird in Kansas und in Nebraska der Versuch damit gemacht, indem vom 1. April ab in diesen Staaten Marken ausgegeben werden, die die Namen dieser Staaten tragen. Wenn die Versuche Erfolg haben, wird die Neuerung bei den Briefmarken aller Staaten eingeführt werden.

* **Ein ganz Geriebener.** Einem ganz schlauen Gauner ist die Newyorker Polizei auf die Spur gekommen. Er stahl am hellen Tage und ohne sich vor etwaigen Zuschauern zu genieren. Sein Wirkungsgebiet waren ausschließlich Hotels. Dort fuhr er mit seinem Komplicen mit einem Handkarren vor, verstand es auch, unauffällig in das Innere des Hotels zu gelangen, wo die beiden Burschen dann allerlei wertvolle Gegenstände an sich nahmen und nach ihrem Handkarren brachten. „Wir arbeiteten so offen, daß wir niemals in einen Verdacht geraten konnten", erklärte der Gauner nach seiner Verhaftung. „Oft genug haben uns Bewohner des Hotels gesehen, wie wir Decken, Draperien, Bilder, Bronzestatuen, Altertümer oder andere Dinge die Treppe hinabtrugen, aber die Leute waren alle der Meinung, wie seien von dem Besitzer des Hotels zu dieser Tätigkeit beauftragt." Auf diese Weise haben die beiden in fünfundzwanzig Fällen sich Gegenstände im Werte von 40 000 M. angeeignet. Jetzt hat wenigstens den einen sein Schicksal ereilt, aber er weigert sich, den Namen seines Helfers anzugeben.

* **Das Luftschloß als Hochzeitsgeschenk.** Seit sich der Flieger Lindbergh verlobt hat, wird er mit allen möglichen Angeboten überschüttet. Man bietet ihm Möbel, Haushaltungsgegenstände, Autos, Villen und sonst noch die verschiedensten Dinge an. Verschiedene Firmen scheinen es besonders darauf abgesehen zu haben, das Heiratsgeschenk zu liefern, das Lindbergh seiner Frau geben wird. Lindbergh hat bisher alle diese Angebote abgelehnt und beruft sich darauf, daß er seiner Frau etwas schenken wird, was keiner zu liefern imstande ist, nämlich ein Schloß in der Luft.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

ler	bö=	ge=	vie=	ge=	nicht
denkt	ren	früh=	ver=	lang	den
wer	vol=	ser	recht	ters	schieht
glei=	sich	gißt	ling	sieht	te
um	ist	ches	wor=	des	win=
um	beim	har=	wenn	lei=	wärts
und	rings=	hen	gang=	ten	kränkt
ge=	ver=	wer	den	rück=	ne

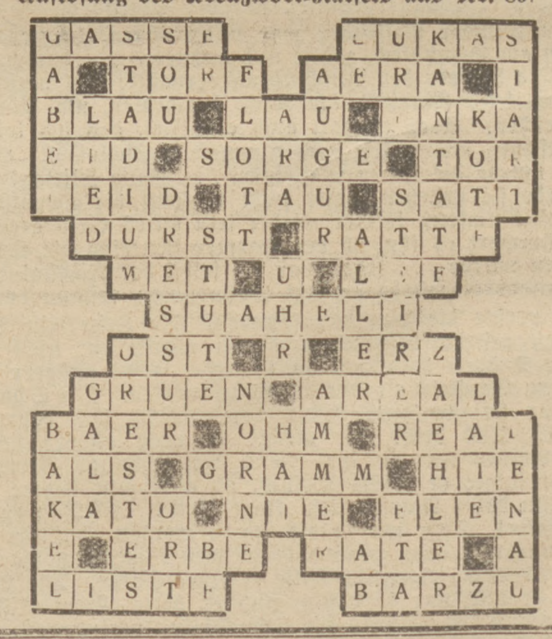
*

Eine Stadt am Rhein.

Nicht Frau, nicht Kind das Erste ist.
Und wer das Zweite schwer vermißt,
Ein bitt'res Weh im Herzen fühlt.
Das Ganze frisch der Rhein bespült.

*

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 80:



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg